



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Charakterbilder schweizerischer Hauptstädte.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

griechischen Handschriften zerlegt war, und der Drang nach Wissen und Gelehrsamkeit unter der Laienwelt mächtig wurde, kam der Tag, wo aus der alten Technik der Tapetendrucker unsere Druckschrift sich entwickelte, und aus dieser schnell die Anfänge moderner Wissenschaft, eine öffentliche Meinung, die Reformation.

Was hier als Beispiel einer bescheidenen und doch im hohen Grade interessanten Detailforschung kurz skizzirt wurde, ist der Hauptinhalt der kleinen, aber sauber und mit sicherer Hand geführten Untersuchung von Dr. Ferdinand Keller, sie selbst ein Muster gelehrter Technik und als Theil einer höchst werthvollen Sammlung von Abhandlungen ein erfreuliches Zeichen, wie liebevoll und gebildet man in der Schweiz aus den heimischen Alterthümern das Alterthum zu verstehen bemüht ist. —

### Charakterbilder schweizerischer Hauptstädte.

Schweizerische Touristenblätter. Von Alfred Müller. Leipzig, J. J. Weber.

Der Verfasser ist ein gebildeter Mann, der gut zu sehen und ebensogut zu schildern versteht. Er kennt nicht blos die Schweiz, sondern auch die Schweizer ungemein genau und kann uns daher auch das bieten, was dem gewöhnlichen Touristen versagt ist: Andeutungen über den Charakter und die Stimmung in den einzelnen Cantonen und Städten. Dadurch gewinnt sein Buch sein vorzügliches Interesse; denn obwol sich auch manche anmuthige Schilderung von Gegenden darin findet, so heißt doch die Schweiz nach ihrer landschaftlichen Seite schildern Wasser ins Meer und Eulen nach Athen tragen. Nach der Einleitung scheint er ein Deutscher, nach vielen andern Anzeichen ein Schweizer zu sein; aber wie groß er auch von dem „Lande der Freiheit“ denkt, bewahrt ihn seine im Ganzen nüchterne Natur doch meist vor Uebertreibung. Wie hübsch er schildert, mögen die nachstehenden Auszüge aus den Capiteln zeigen, welche die Städte Genf, Bern und Basel charakterisiren. Von ersterem sagt er:

Genf, die alte Aurelia Allobrogum, liegt wunderschön in dem freundlichen Winkel, wo der Seetrichter sich plötzlich in dem Rhonearm verengt, nach Norden zu die Juragebirge vorbeistreichen und mit den Ausläufern der savoyischen Alpen, dem Salève und den Voirons einen milden Thalkessel bilden. Sein kleines Cantongebiet füllt dieses Tiefland beinahe vollständig aus, verdiente aber schon wegen der natürlichen Präformation etwas weitere Grenzen.

Tritt man von der Westseite an die Stadt, so imponirt sie durch ihre gewaltigen Häuser und die hochgelegene Kathedrale von St. Pierre; bald aber vermischt sich im Innern des Häuserknäuels der Eindruck; der Stadtkern ist wie bei allen älteren Schwestern ein unordentliches Gassenlabyrinth und die dreithürmige, in edlem byzantinischen Stile angelegte Hauptkirche ist theils unvollendet geblieben, theils durch geschmacklose Fortbauten verpfuscht worden. Genf hat etwas Großstädtisches, ja mehr als manche deutsche Stadt von 30,000 Einwohnern; Genf war seit der Reformation der Hauptsitz des hochkirchlichen Calvinismus, und dabei eine sehr reiche Stadt — ist es nicht verwunderlich, daß es keine einzige hübsche Kirche besitzt? Bloss die anglikanische Kapelle von jüngstem Datum wird als schön gepriesen; ich gestehe aber offen, daß sie nicht nach meinem Geschmacke ist. Ebenso wenig können das Hotel-de-Ville, Arsenal und die übrigen öffentlichen Gebäude gelobt werden. Die Baukunst war eben von jeher der Genfer schwache Seite. Und dies um so mehr, je länger die Stadt in ihre alten Wälle und Ringmauern eingeklemmt blieb und es überall an Raum für großartigere Bauten gebrach. Da wurde im Innern, um dem Bedürfniß einer kräftig wachsenden Population zu genügen, in die Höhe gebaut, was man nicht in die Breite setzen konnte, und es thürmten sich jene unheimlichen fünf und sechs Stock hohen Häuser, welche dem Straßenleben Luft und Sonne entziehen. Die stürmischen Umwälzungen und James Fazy's dictatorischer Mund sprachen endlich nach langem Kampfe das Delendum aus und die Wälle fielen. Wie sich der Vogel aus dem Käfig schwang, so schwingt sich das muntere Genf über die alten Pfähle und reißt auf dem neugewonnenen Boden Haus an Haus, Straße an Straße. Echt großstädtisch sind die schönen Quais zu beiden Seiten der spiegelklaren Rhone, die mitten in der Stadt zwei freundliche Inseln bildet und dann auch die schöne Rue de la Corraterie. Ich zweifle nicht, Genf wird in wenigen Jahrzehnten eine Stadt von 40,000 Einwohnern sein und den Namen eines kleinen Paris mit Recht tragen. Drängt ja doch ein merkwürdiger Instinct in unsrer Zeit alles Volk den Städten zu. Von neugegründeten Dörfern hört man selten, oder auch nur von stark vergrößerten. Was die Landschaften an Volksüberfluß besitzen, strömt entweder den Städten zu oder, wo diese nicht genugsame Anziehungskraft besitzen und schon in ihrer ganzen Anlage dem Volksinstinct eine Garantie starken Wachsthums nicht bieten, über Meer. Du wirst nicht viel von Auswanderung aus den Cantonen Zürich, Waadt, Genf, Basel hören. Da absorbiren blühende Städte des Landes Ueberfluß an Menschen; aber aus Graubünden, Glarus, St. Gallen, Aargau u. suchen jährlich Hunderte eine Zukunft jenseit des Oceans.

Wie wenig andere Städte, hat Genf auf mich den Eindruck einer noblen, einer adeligen Stadt gemacht. Es hat eine schöne, ruhmvolle Geschichte, nicht

nur eine große Aristokratie des Besitzes, sondern auch des Geistes. Wie einst vom Becken des Lemans sich die Cultur Bahn brach in die Schweizergaue, wie der Weinstock, das Brotkorn, der edle Obstbaum von hier aus sich nach Norden und Osten verbreitete, so beherrschte Genf seit Jahrhunderten auch geistig einen großen Bezirk, ja zur Zeit der Reformation und durch den genialen Jean Jacques die halbe Welt. Seine günstige Lage und die intelligente Betriebsamkeit seiner Bewohner machte es frühe schon zu einer industriellen und Handelsstadt; seine isolirte und ausgesetzte Position und seine Wohlhabenheit reizte die Begehrlichkeit seiner Nachbarn. Genf war eine kriegerische und auf seine Freiheit stolze Stadt. So etwas von Stolz ist dem echten Genfer auch bis heute geblieben. Man sieht dies schon daraus, daß beinahe alle Diensthoten und niederen Gewerbsleute nicht Genfer, sondern Savoyarden, Deutsche, Waadtländer und Freiburger sind. Ich kenne keine deutsche oder französische Stadt von gleichem oder selbst größerem Umfange, die eine solche Gesellschaft bedeutender und hervorragender Männer aufzuzählen hätte, wie das edle Genf in seiner Geschichte.

In der Arzneikunst, besonders aber in den allgemeinen Naturwissenschaften, in der Geschichte, im Jus und in der Theologie haben die Genfer Außerordentliches geleistet, viel weniger in der Poesie und Philosophie. In der letztern aber hat Rousseau wol die Arbeit für seine ganze Vaterstadt übernommen.

Mancherlei schwere Schicksale hat Genf muthig und im ruhigen Gleichgewichte seines Werthes und Charakters siegreich überstanden. Um so auffallender dünkt es mich, daß die, oberflächlich betrachtet, unscheinbaren demokratisch-radicalen Reformen der vergangenen Jahre ihm, d. h. dem alten Genius der freien Stadt, so nahe gehen. Sie haben Genf ganz aus der Bahn seiner bisherigen Entwicklung und der Autorität seiner früheren Traditionen geworfen und nicht nur dies, sie haben tief und zerstörend in das innere geistig gesellige Leben eingegriffen. Es war ein feiner Organismus des städtischen Lebens an diesen Ufern; die Hand, die ihn in andere Geleise führen wollte, ist ihm zu roh gewesen. Darum mußte James Fazy, den ich nur als einen talentvollen und ehrgeizigen Demagogen habe kennen lernen, da er in der Mitte von Genfs Bürgerschaft keinen Haltpunkt fand, fremde Elemente, die Arbeitervorstadt St. Servais und die Katholiken der ultramontanen Richtung zu Hilfe rufen.

Es ist ein sonderbarer Gegensatz zwischen den radicalen Umwälzungen in der deutschen und in der französischen Schweiz zu Tage getreten. Auf die Waadt, auf Neuenburg und Genf haben sie nicht wohlthätig zurückgewirkt. Während sie in Bern und Zürich Hochschulen hervorriefen und den Volksschulunterricht mächtig hoben, zerstörten die Revolutionen in Lausanne, Genf und Neuenburg die trefflichen Akademien, versprengten die berühmtesten Lehrer,

warfen in der Waadt ein gefährliches Schisma in die Kirche und entmuthigten die besten Kräfte, die edelsten Männer.

Indessen besitzt Genf immerhin in seiner ganzen Vergangenheit, in der Menge seiner Anstalten für Wissenschaft, Kunst, Veredlung der menschlichen Verhältnisse, seinen großartigen Wohlthätigkeits- und Besserungsanstalten, in der außerordentlichen Thätigkeit, Sparsamkeit und dem kirchlichfrommen Sinne des Kerns seiner Bürgerschaft einen nicht so leicht zu verwüstenden Fond von gesunder Kraft und eine Garantie seines Fortblühens. Die Opposition, in die es unter seiner extremen Regierung gegen die übrige freisinnige Schweiz getreten ist, namentlich hinsichtlich der Zölle, der Universität, des Mases und Gewichtes u. s. w. wird es, wenn es sein Gleichgewicht wiedergefunden hat, von selbst aufgeben.“

Von Bern spricht der Verfasser weniger günstig. Er sagt: „Es gibt hier ein verhältnißmäßig überzähreiches Proletariat, das nicht, wie an anderen Orten, durch starken Handelsverkehr und Industrieabflissements einen sichern Erwerb und eine stetige Beschäftigung findet, sondern sein Brot mehr zufällig und auf allerlei krummen Wegen gewinnt. Diese Classe ist sehr roh, sehr verwahrlost und der Polizei weit über den Kopf gewachsen. Die Prostitution hat nirgends in der Schweiz, selbst in Genf nicht, einen Umfang erreicht, wie in der Bundesstadt. Der große Mittelstand ist zwar von ehrenwerthem Schlage, aber nicht sehr betriebsam und intelligent. Er hat dazu eine viel zu bequeme Existenz. Du mußt nämlich wissen, daß Bern ein ungeheures städtisches Corporationsvermögen besitzt, ein Gemeindegut, das sich über vierzig Millionen belaufen soll, deren Renten theilweise in verschiedenen Gestalten den guten „Bürgern“ mühelos in die Taschen fließen. Ich habe überall gefunden, daß große Gemeindegüter den Antheilhabern weit mehr zum Nachtheil als zum Vortheil gereichen und daß die Vorfäter, welche diese Fonds zusammengespart haben, am allerschlechtesten für ihre Enkel gesorgt haben. Die reichere Bürgerclasse hat in Bern in neuerer Zeit auch grade keine Verdienste um die Hebung der Stadt nach irgend einer Seite hin. Nirgends in der Schweiz lebt sie mehr kastenmäßig abgeschlossen und fällt die haute finance mit der Geburtsaristokratie immer mehr zusammen. Das hiesige Patriziat kennt zwar guten Ton und feine Sitte, hat aber wenig wissenschaftliche oder literarische Bildung und ist auch den Fremden beinahe unzugänglich. In eng abgegrenzten Coterien bewegen sich die vornehmen Familien schwerfällig in einem kleinen Zirkel von traditionellen socialen und politischen Begriffen. Es ist mit geringen Ausnahmen kein frischer Geist, keine gesunde Bildung, keine humane Tendenz in diesen alten Familien mehr; der thatenreiche, kühne und kräftige Sinn der edlen Ahnen ist von dem Geschlechte gewichen, das sich nur noch mit dem sauer erworbenen Namen und Vermögen derselben zu spreizen versteht.

Die echte Berneraristokratie lebt in keiner Weise mehr im Volk oder für das Volk. Ihr Vermögen ist größtentheils in der Fremde; ihre Carrière macht sie ebenfalls in der Fremde. Vom Vaterlande erwartet und will sie nichts als etwa die obersten Regierungsstellen; das Volk ist ihr ein *noli me tangere*. Da sich Berns Geschichte demokratisch entwickelt, wird sie vom Patriziat förmlich ignorirt. Die gegenwärtigen Zustände sind ihm nicht vorhanden, wie es auch für sie nicht vorhanden ist. Es thut einem ordentlich im Herzen weh, wenn man hier nach den Nachkommen der Erlach, Grafenried, Mülinen, Sinner, Wattewyl, Dießbach und all der guten Männer des edlen alten Bern fragt und dann diese Jünglinge mit den Dandys und Löwen unserer großen Städte wetteifern sieht. Indessen sind auch schöne Ausnahmen vorhanden. Du hast in den Zeitungen genug von den politischen Kämpfen Berns zu lesen bekommen und dich wahrscheinlich rasch übersättigt gefühlt. Sie sind für den Fremden auch gar so unerquicklich gewesen und man wußte kaum, ob die pietistisch-conservative oder die communistisch-radicalen Partei weniger Sympathien verdiene. Es war ein, wenn auch nothgedrungener, doch immer hochherziger Schritt, als die beiden erbitterten Parteien sich das Wort „Versöhnung“ zuriefen. Die einsichtigen und patriotischen Männer beider Seiten hatten es klar genug erkannt, daß nur auf diesem Wege das Heil des Cantons liege, das schwer bedrohte. Denn du glaubst es nicht, wie sehr dieser unter den ewigen Parteifehden gelitten hat, wie tief diese im ganzen Lande alle öffentlichen Zustände unterfressen haben. Ich könnte dir stundenlang davon erzählen, was ich mit eigenen Augen gesehen habe, namentlich aber von dem Unfug, den die Sachwalter und Juristen gewisser Sorte, sowie die Dorfmatadore mit dem armen Volke treiben. Doch ich verweise dich darüber auf die Schriften des Jeremias Gotthelf; da werden dir die Augen auf- und wol übergehen. Vigius übertreibt schwerlich. Zu allen seinen Figuren lassen sich die Modelle im Leben nachweisen; aber er schildert einseitig und parteiisch. Im Ganzen spürt man in Bern außer in Anwesenheit der Bundesversammlung wenig davon, daß es zur schweizerischen Hauptstadt erhoben wurde. Der im Bau begriffene großartige Bundespalast wird ihr zur hohen Zierde gereichen. Ich benutzte öfter die Gelegenheit, den Sitzungen des Nationalrathes und des Bundesrathes beizuwohnen und gestehe gern, daß ich einen sehr vortheilhaften Eindruck aus den Rathsälen mitgenommen habe. Rein politische Debatten und Klopffechtereien, wie anderwärts, habe ich nicht gehört. Die Räte beschäftigen sich fast ausschließlich mit gründlichen und einsichtsvollen Berathungen über die Hebung der materiellen Zustände der Schweiz und zwar mit vielem parlamentarischem Takte. Regen sich auch oft cantonale Interessen, so geschieht es doch mit Mäßigung. Einen seltsamen Eindruck aber macht das Sprachengewirr in den Rathsälen, wo stets deutsch, italienisch und fran-

zöftsch gesprochen und wie mich dünkte, von fast allen auch verstanden wird. Vortreffliche Redner, wie sie selbst einem englischen Unterhause gut ließen, sandten die Cantone Zürich, Thurgau und St. Gallen. Die Vertreter der französischen Schweiz lassen sich sehr oft und zwar mit viel Geist und Feuer hören; doch dünkte mich, daß die der deutschen ihnen an Einsicht in die allgemeinen Zustände und klarer Besonnenheit weit voranstehen. Der Cantonalismus und die decentralisirenden Tendenzen der Genfer und Waadtländer machten im Allgemeinen einen um so peinlichern Eindruck, als gerade von der französischen Schweiz aus früher stets die hochpatriotischen Ideen so sehr portirt worden waren.“

Basel charakterisirt der Verfasser folgendermaßen:

„Basel ist nicht eine Stadt mit einzelnen Millionären und daneben einem bedeutenden Proletariat; die Reichen (und es gibt Firmen, die mehre Duzende von Millionen zählen) sind hier zahlreich und — was mehr zu bedeuten hat, der Mittelstand, der Kern der Bevölkerung, ist sehr wohlhabend, der Pauperismus äußerst gering. Freilich würde man beim bloßen Anblick der Stadt die großen Schätze, die sie birgt, kaum vermuthen. Paläste gibt es kaum und die großen Häuser der Privatleute in der Stadt und die Villen ringsumher sind weder luxuriös, noch besonders geschmackvoll. Sie tragen eine ziemlich ernsthafte, ökonomische Physiognomie und bekunden die strenge Sparsamkeit ihrer Besitzer. Der Baseler ist alles eher als ein Verschwender und besondere Vorliebe für Prunk oder auch für Kunst, für den schönen Lebensgenuß, wird man ihm nicht beilegen dürfen. Auch der reiche Nichtkaufmann ist doch insofern ein Rechner, als er den Zinsenüberschuß seines Vermögens lieber zurücklegt und capitalisirt, als daß er ihn für bessere Ausstattung seines täglichen Lebens verwenden würde. Dagegen läßt der Baseler in Küche und Keller viel aufgehen. Er ist Feinschmecker und Kenner, und ich wüßte in der Schweiz kaum gewähltere und reicher besetzte Tafeln zu finden, als hier bei festlichen Anlässen. Die Universität hat sich bis heute erhalten, nachdem sie mehrmals wieder restaurirt und erst neuerlich, von einer schweizerischen Centralhochschule bedroht, mit großen patriotischen Opfern in die Höhe gehoben wurde. Wirklich lehren auch manche gelehrte Notabilitäten, wie der Germanist Wackernagel, der Kirchenhistoriker Hagenbach, der Geognost Merian, der Chemiker Schönbein u. a. an ihr; aber die Studentenzahl ist immer nur gering und man klagt, es sei im Ganzen keine wissenschaftliche Lust hier. Die Theologen bilden die Hauptzahl und die Anstalt habe mehr das Gepräge eines theologischen Seminars. Ueber die Frömmigkeit meiner guten Baseler getraue ich mir auch nicht viel zu sagen. Neben vielem wahrhaft kirchlichen Sinn läuft auch sehr viel methodistischer Pietismus her, und ich habe ein paar Mal so widerlich süßlich-weinerliche Predigten hier angehört, daß mir

beinahe übel geworden ist. Die pietistischen Clubs machen in weiten Kreisen Propaganda und mögen in ihrem Schooße viel Scheinheiligkeit und Austerfrömmigkeit nähren, wie ich mich denn auch an jene reiche Dame erinnere, die befahl, daß bei dieser bösen Zeit ihre Diensthboten fleißig fasten sollten. In früheren Zeiten war auch das städtische Regiment ein förmlich pietistisches und gefiel sich in berühmten Sittenmandaten, neben denen die größten Ausschweifungen im Schwange gingen; heutzutage ist es etwas anders geworden, und wenn auch die ehrsamten Räte noch etwas von ihren alten Traditionen wieder aufstellen wollen, so läßt sich doch die Bürgerschaft ihren Fasching, ihr Theater nicht verkümmern. Dagegen ist auch Thatsache, daß das hiesige Christenthum nicht nur in Worten, sondern auch in frommen Werken besteht und Basel an wohlthätigen Anstalten, milden Stiftungen, an bereitwilligem Helfen und Geben wahrhaftig großartig dasteht. Da gibt es Unterstützungsvereine in jeder Form, Schul- und Hilfsanstalten für alle Alter und Stände, Sparkassen, Vereine, Nachhilfe für jedes Bedürfnis. Man schrieb Basel sonst nicht mit Unrecht eine gewisse zähe und steife Hartnäckigkeit in Festhaltung alter Sitten und Zustände zu. Du kennst ja jenes Lied von der baseler Uhr:

Wenn wir die Basler necken,  
So ist's um ihre Uhr:  
Sie sei'n in jedem Stücke  
Wol' hundert Jahr zurücke  
Und vor ein Stündchen nur.

Und Du hast auch von dem berühmten „Lalenkönig“ gehört, der jede Minute von dem Rheinbrückenthurm seine Zunge gegen die „mindere Stadt“ ausreckte. Jahrhunderte lang wurden diese wunderlichen Geschichten festgehalten, ob auch die ganze Welt darüber spottete. Der Baseler wußte „was er werth sei“ und kümmerte sich nicht darum. Endlich brach aber doch die neue Zeit mit Macht in die alte Kumpelkammer. Im bürgerlichen Leben freilich mag die Veränderung noch wenig bemerkbar sein und es ist nicht ohne Grund, wenn der Fremde sich davon nicht besonders angesprochen fühlt. Obgleich Basel eine rechte Handelsstadt ist und Verbindungen über die halbe Erde besitzt, findet man doch hier weder Gastfreiheit noch Umgänglichkeit in zu erwartendem Maße. Der Baseler lebt alter guter Sitte getreu hauptsächlich in seinem Hause, in und mit seiner Familie und seiner Verwandtschaft, wobei es denn auch gar munter hergeht. Zu dieser Geselligkeit aber Zutritt zu erlangen, ist äußerst schwer. Die Schweizer führen überhaupt den Fremden nicht leicht in den Zirkel ihrer Familie ein und sind hierin das strenge Gegentheil der Süd- und Mitteldeutschen. Die Familien selbst stehen wieder in einer gewissen Abgeschlossenheit sich gegenüber und bilden aristokratische Clubs mit bestimmter Abgrenzung. In Zürich mögen ungefähr die gleichen Verhältnisse obwalten.

allein der Fremde leidet nicht darunter, da das öffentliche Leben in allen Theilen ein weit regeres und ein thätigeres ist als hier. Daß das Leben und Denken der Baseler doch nicht so ganz im kaufmännischen Rechnen und Speculiren aufgeht, beweist außer der Universität das schöne Museum mit seinen bedeutenden Sammlungen, beweist auch die junge baseler Dichterschule, die ziemlich zahlreich ist und vielen Anhang findet. Wackernagel und Hagenbach sind ohne Zweifel die Väter derselben und, wie Du weißt, Poetennamen von gutem Klang, wenn man auch, wie mich dünkt, dem erstern in Deutschland nicht die verdiente Anerkennung gezollt hat. An sie schließen sich Meyer-Merian, Oser, Abel Burkhardt, B. Neber, der Langathmige u. a. an. Meyer ist besonders productiv und ein beliebter populärer Literat. Basels Kriegsrühm ist nicht groß in der Geschichte. Seine erfolgreichsten Waffen waren immer aus edlem Metall und so sehr es zu allen Zeiten auf den Glauben hielt, hat es doch nie geglaubt, daß das Gold nur Chimäre sei. Genf, auch eine Handels- und Industriestadt par préférence, steht historisch ungleich größer da. Die Baseler sind auch nie so spezifische Schweizer geworden wie etwa die Züricher. Immer befolgten sie eine eigenthümliche Politik, bewahrten ihren besondern Charakter, hingen vor allem an ihren städtischen Verhältnissen. Sie rechnen sich im gewöhnlichen Leben noch heute nicht so recht zu den Schweizern, und man hört hier oft noch den Ausdruck „in die Schweiz gehen“. Als in den dreißiger Jahren der Zwist der Stadt mit der Landschaft außs neue ausbrach und die Eidgenossenschaft zur Verhütung blutigerer Conflictte mit 20,000 Mann die aufgeregten Territorien besetzte, als sodann unter den Auspicien des Bundes die Theilung und Trennung beider Landestheile förmlich vollzogen wurde, hielten die Baselerstädter dafür, es sei ihnen schweres Unrecht geschehen und sie verharreten Jahre lang in ihrer üblen Stimmung gegen die übrigen Schweizer. Diese wurden freilich den Baselern auch nicht besonders grün, da die letzteren, die guten Reformirten, in der Sonderbundsperiode es mit den sieben katholischen Orten und den Jesuiten hielten. Sehr contre cœur machte die Stadt den Executionsfeldzug mit und strebte gegen die Bundesreform mit Entschiedenheit an. Inzwischen hat kaum ein Canton größern Vortheil aus derselben gezogen als Baselstadt, das namentlich in der Münzfrage durch seine gewandten Repräsentanten dem ihm bequemen französischen Geldfusse zum Siege verhalf. Auch die Entwicklung des schweizerischen Eisenbahnnetzes, das dem neuen Bund hauptsächlich seine Ermöglichung verdankt, und in dem Basel eine so günstige Station bildet, kommt ihm wohl zu statten und mag mit zu einer versöhnlicheren Stimmung geholfen haben. So weit ich die Baseler kenne, halte ich sie jetzt für bessere Schweizer als je zuvor.